

«AUF EINE ART BIN ICH SPRACHLOS»

Ein Jahr lang haben wir auf den neuen Roman der Schweizer Autorin Meral Kureyshi gewartet. Nun kommt er.

Text LEONI HOF
Fotografie FABIAN HUGO

Wir treffen uns an einem Mittag im August. Die Sonne brütet über Bern. 32 Grad, die Aare trägt Schwimmer aus der Stadt hinaus. Es herrscht Ferienstimmung. Und doch ist dies ein Gespräch unter Tränen. Der Journalistin ging einen Tag vor dem Gespräch der Job abhanden. Doch Meral Kureyshi (*1983) kennt sich aus mit gebrochenen Herzen. Sie schreibt darüber. Ihr neuer Roman «Fünf Jahreszeiten» erscheint dieser Tage im Limmat Verlag.

Eigentlich hätte er längst da sein sollen. «Vor einem Jahr war ich plötzlich doch nicht bereit dafür. Ich brauchte noch etwas Zeit.» Auch darum geht es im Buch, um die Zeit und ihren Wert. Kureyshi hat sie sich genommen und noch mal kräftig nachgearbeitet. Herausgekommen ist ein Text, der gut in diese seltsame Zeit passt. Zum Stillstand und diesem Taumeln zwischen Resignation und Hoffnung. Man weiss, man muss sich bewegen – weiss aber nicht, wohin. Es ist ein lakonischer Text, einer vol-

ler Melancholie und ohne Plot. Es passiert nicht viel. Aber manche der Sätze möchte man sich wie ein Stück Bitterschokolade auf der Zunge zergehen lassen.

Kureyshi mag keine lauten Bücher. In ihrem Atelier im Kulturzentrum PROGR nah beim Kunstmuseum ist es ruhig. Das Fenster beschattet mit einem weiss-roten Rollo, welches das Licht sanft werden lässt. Kureyshi mit grossen Augen und herzförmigem Mund. Eine sinnliche Frau. Sie spricht Hochdeutsch, als würde sie auf einer Bühne stehen. Sehr deutlich und betont. Wenn sie spricht, flirtet sie. Wenn sie schreibt, liest sie sich das laut vor. Man hört ihr gern zu. Diesem ganz eigenen, etwas trägen Rhythmus. Und so wiegt einen «Fünf Jahreszeiten» denn auch mehr durch die Geschichte, als dass es einen zieht. Es wird gewartet, dem Staub zugeschaut, sich erinnert, ein Apfel gekaut. Es geht um eine

Frau zwischen zwei Männern. Um Anziehung und Ambiguität. Die Ich-Erzählerin wohnt in Bern, wo sonst leben schon Bären in der Stadt, sie hat ihr Studium geschmissen und arbeitet als Aufsichtsperson im Kunstmuseum. «Fünf Jahreszeiten» erzählt eine Episode aus dem Leben dieser jungen Frau, in der nichts und alles möglich scheint. Die Protagonistin teilt sich einige biografische Details mit der Autorin.

Kureyshi wurde im Kosovo geboren, in Prizren, und wuchs dort als Teil der türkischen Minderheit auf. Als Zehnjährige kam sie mit ihrer Familie in die Schweiz. In ihrem Erstling «Elefanten im Garten» thematisiert sie 2015, was Migration mit einem Leben macht, sie schreibt über Herkunft und Entfremdung, aber auch über den Neubeginn. Das Buch sei jedem ans Herz gelegt, der es noch nicht gelesen hat. Das Debüt wurde mehrfach ausgezeichnet, es war für den Schweizer Buchpreis nominiert.

...

BOLERO In ihrem Buch steht irgendwo der Satz: «Ich war noch niemals nicht verliebt. Seit ich denken kann, bin ich es immer und immer in mehrere.» Sind Sie gerade verliebt und falls ja, in wie viele?
MERAL KUREYSHI Da spricht ja die Figur, aber bei mir ist das sehr ähnlich: Es gab nie eine Zeit, in der ich nicht verliebt war. Ich verliebe mich auch in meine Freunde oder bin verliebt in meinen Neffen. Romantisch verliebe ich mich nicht schnell und nicht so oft, aber immer bin ich irgendwie verliebt. Auch jetzt.

Dabei ist das gar nicht so einfach mit der Liebe. Was macht es uns so schwer, Beziehungen zu führen?

Man hat ja erst mal diese Idee von einer Beziehung. Das, was man sieht und lernt und vielleicht auch von den Eltern mitkriegt. Da muss man sich erst mal fragen: Passt mir diese Idee überhaupt? Und vielleicht merkt man, dass etwas nicht stimmt. Was aber nichts mit einem selbst oder dem Partner zu tun haben muss, sondern mit dieser Vorstellung von einer Beziehung. Ich frage mich das gerade selber: Was will ich von einer Beziehung, einem Partner – von einer Liebe?

Was wollen Sie denn?

Das weiss ich meist selber nicht. Bis es dann passiert. Ich habe nicht mehr so eine feste Vorstellung davon, was mich glücklich macht und wer. Ich schaue mehr darauf, ob es mir gut geht. Vielleicht ist das manchmal egoistisch, aber ich versuche, niemanden zu verletzen. Das möchte ich ja auch nicht, verletzt werden. Auch wenn man sich dann fragen muss: Warum bin ich überhaupt verletzt? Früher zum Beispiel war ich das, wenn mein Freund mit einer anderen Frau flirtete. Dabei mache ich das selber gern. Wieso kann man seinem Partner nicht gönnen, dass er jemanden kennenlernt und einen schönen Abend hat? Ich versuche es zumindest, weil ich merke, dass es mir so viel besser geht. Eifersucht blockiert mich.

Womit wir beim neuen Buch sind. In «Fünf Jahreszeiten» steht eine Frau zwischen zwei Männern. Was reizte Sie daran, über diese doch sehr klassische Konstellation zu schreiben?

In den vergangenen fünf Jahren war ich genau an diesem Punkt und fragte mich: Wie verliebe ich mich? Und in wen? Mit was

geht es mir gut, mit was nicht? Auch hinsichtlich meiner Freundschaften: Wie entstehen die? Verliebe ich mich in meine Freunde? Braucht es so etwas wie Verliebtheit, damit überhaupt erst eine Freundschaft zwischen Mann und Frau entsteht? Oder je nachdem, wo man sich sexuell hingezogen fühlt. Die Frage stellte sich: Willst du mit mir befreundet sein oder willst du mit mir ins Bett oder geht das beides? Und: Bin ich nur befreundet mit Leuten, die ich körperlich attraktiv finde? Ist es mein Ego, das da verletzt wird, wenn der Partner jemand anderen küsst oder habe ich Angst, ihn zu verlieren?

Warum sind wir da noch nicht weiter? Seit Jahrhunderten arbeiten wir uns an der Liebe und der Eifersucht ab ...

Ich glaube, dass wir weiter sind. Wir haben heute die Möglichkeit, darüber zu sprechen und, gerade auch als Frau, uns auszuleben. Ich hoffe, dass wir uns nicht wieder zurückbewegen. Deswegen ist es wichtig, mit möglichst vielen Leuten darüber zu sprechen. Über unsere Beziehungen, über Liebe, Kinderkriegen, übers Alleinsein und Nicht-Alleinsein. Das ist wichtig für unsere Gesellschaft. Meine Mutter führte noch eine ganz andere Beziehung, als ich das tue. Sie hatte mit 24 zwei Kinder, hat früh geheiratet, mein Vater war ihr erster Sexualpartner und blieb auch der einzige. So viel Zeit liegt nicht zwischen ihr und mir, und doch sind das Welten.

Aber unsere Gefühle haben da nicht mitgezogen. Wir können alle möglichen Formen von Beziehung leben. Eifersüchtig sind wir trotzdem noch.

Das sind ja Dinge, die von Generationen genetisch weitergegeben wurden. Vielleicht müssen wir uns mit voller Wucht dagegen sträuben. Aber

vielleicht auch nicht. Vielleicht dürfen wir eifersüchtig sein und weinen, im Ego verletzt und narzisstisch sein. Vielleicht dürfen wir das alles und können lernen, es zuzulassen.

Es geht im Buch aber nicht nur um diese Liebesbeziehung ...

Es geht auch um die Arbeit und was sie uns bedeutet. Denn darüber wird wenig geschrieben. Dabei nimmt die Arbeit so viel von unserer Zeit ein. Und die meisten Menschen mögen sie gar nicht so sehr. Die Zeit vergeht und wir verkaufen unsere für etwas Geld. Das hat mich beschäftigt. Die Arbeit der Museumsaufsicht faszinierte mich. Ich fand es unglaublich, den ganzen Tag dort zu stehen und nichts zu machen. Ich habe mich dann blind beim Kunstmuseum Bern beworben und wurde genommen. Ein paar Monate machte ich diesen Job, hatte immer ein Notizbüchlein dabei, in das ich zwischendurch heimlich schrieb. So entstand ganz viel fürs Buch.

Ich habe mich während des Lesens immer wieder gefragt: Warum macht die Protagonistin das? Sich in dieses Museum schleppen, statt sich für etwas zu entscheiden, das sie mehr ausfüllen würde.

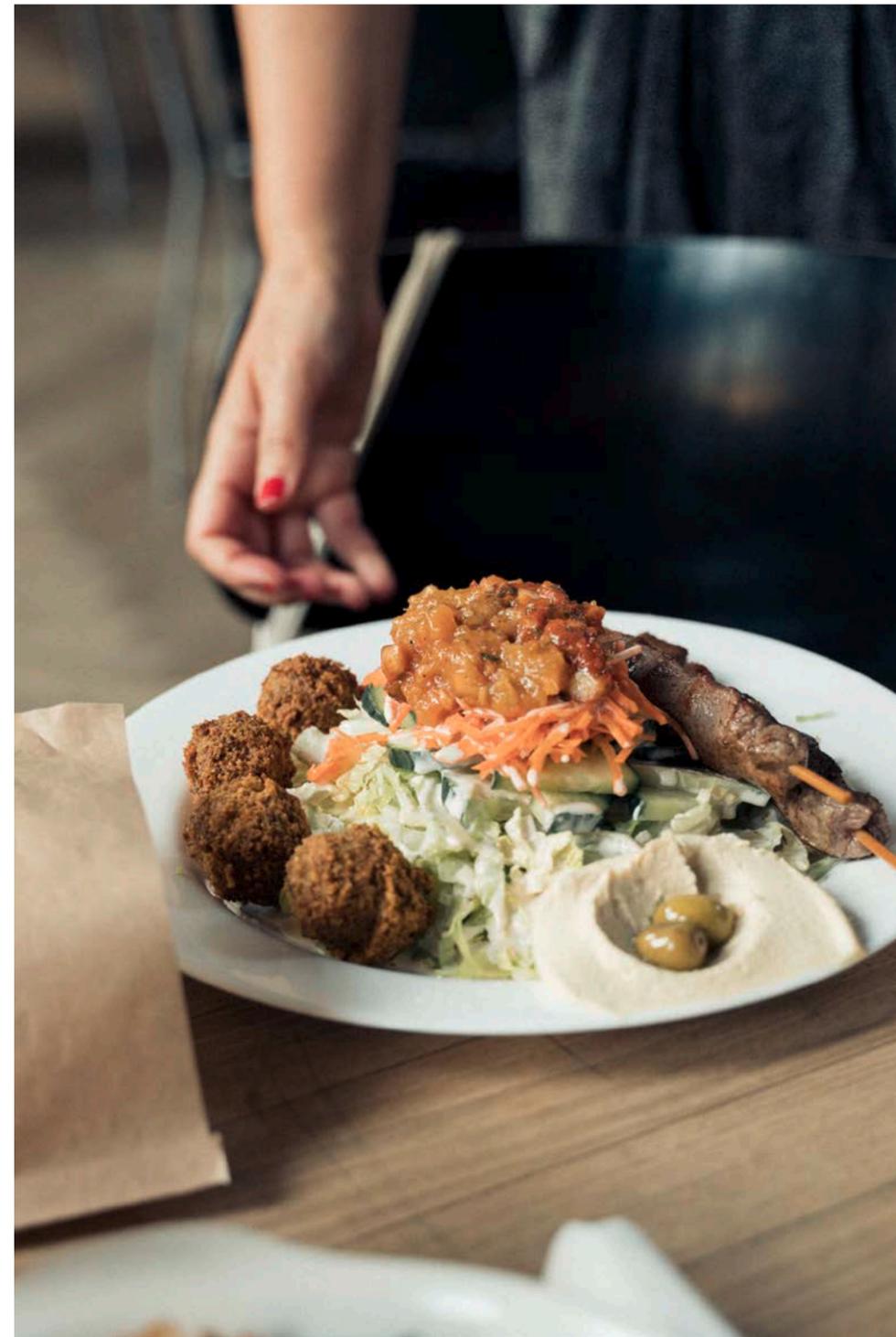
Die Gesellschaft drängt einen dazu, die Uni abzuschliessen, einen guten Job zu finden. Aber vielen gelingt das einfach nicht. Ich wollte diesen Stillstand zeigen. Wenn auch noch das Private hinzukommt. Die Protagonistin steckt in dieser Beziehung, in die sie so reinrutschte. Sie ist plötzlich in einem Muster gefangen, das sie eigentlich gar nicht will.

Diese Entscheidungen, die die Weichen fürs Leben stellen und denen man aus diesem Grund lieber aus dem Weg geht. Fällt es uns heute schwieriger, sie zu treffen?

In dieser Blase, in der wir leben, haben wir so viele Möglichkeiten. Ich kann mich ja kaum entscheiden, was ich zum Mittagessen möchte. Die Qual der Wahl. Entscheidungsschwierigkeiten zu haben ist ja ein Luxus. Und gleichzeitig ein Problem. Die Ich-Erzählerin im Buch befindet sich in dieser Blockade. Sie weiss nicht, was sie will und was sie soll. Die Leichtigkeit fehlt.

DIE ERSTEN JAHRE HABE ICH KAUM GESPROCHEN. DER FERNSEHER HAT DEN GANZEN TAG GELO- GEN, GESUNGEN, GELEUCHTET, MANCHMAL, WENN KEIN MENSCH HINSAH, HAT ER GEWEINT. DER FERNSEHER HAT KEINE FRAGEN GESTELLT, DESHALB HABE ICH GESCHWIEGEN.

Aus «Fünf Jahreszeiten»



Welche Entscheidung fiel Ihnen bisher am schwersten?

Da gibt es jeden Tag neue. Ich kämpfe Ewigkeiten mit einem Wort. Soll ich jetzt schreiben: «Sie sieht aus dem Fenster» oder «sie blickt aus dem Fenster»? Sieht sie den Vogel oder nur die Wolke? Ich denke mir dann: Entscheide dich doch endlich. Den Leser interessiert das nicht. Das macht mein Leben total schwer. Aber es ist auch eine Krankheit von mir, ständig zu über-treiben. Keine Sorge.

Sie sagten einmal: «Ich schreibe nicht, wenn es mir gut geht.» Ging es Ihnen in den vergangenen fünf Jahren zu gut? Oder warum hat es diese Zeit gebraucht, damit Sie literarisch nachlegen?

Ich schreibe seit fünf Jahren an dem Roman, an «Elefanten im Garten» habe ich zehn Jahre geschrieben. Ich schreibe jeden Tag. Aber dann entstehen nicht nur diese 200 Seiten des Buchs, sondern 900 bis 1700. Diese Seiten verdichte ich dann.

Und was passiert mit dem Rest?

Den schmeisse ich in den Müll. Ich kann gut loslassen, mich gut trennen. Ich brauche wenig zum Leben, meine Wohnung ist ganz leer. Ich habe nicht viele Kleider und werfe alles weg, was ich nicht brauche. In diesen fünf Jahren sind mehr als tausend Seiten entstanden, dann erst begann die richtige Arbeit. Das Schreiben bereitet mir keine Mühe. Das tue ich sehr gerne. Aber dieses Schneiden, wie bei einem Film, das braucht viel Zeit. Tatsächlich liegt aber auch Wahrheit in dem Satz, dass ich nicht schreibe, wenn es mir gut geht. Wenn ich etwa einfach draussen auf dem Rasen liegen kann, die Sonne nicht zu heiss, es aber auch nicht zu kalt ist, ich keine Schmerzen hab, keine Sorgen, dann liege ich einfach da. Dann möchte ich vielleicht eine Glace essen, mir kommt aber nicht in den Sinn, zu schreiben. Aber wenn mich was beschäftigt, etwas wehtut im Bauch, wenn etwas kratzt, beisst, blutet – dann interessiert mich das und dann geh ich Blut le- ...

BAUCH- ENTSCHEID
 «Ich kann mich ja kaum entscheiden, was ich zum Mittagessen will.» An diesem klappte es.



WORTKUNST Kureyshi mag Gedichte, Poesie als Verdichtung von Grosse. In Bern betreibt sie ein Lyrikatelier für Kinder.

cken. Und schreibe. Und eigentlich gibt es diesen Zustand ja nicht, dass einen nichts beschäftigt. Ich schreibe also eigentlich ununterbrochen.

BOLERO Gibt es Dinge, Gefühlslagen, die Sie nur auf Türkisch ausdrücken können oder umgekehrt nur auf Deutsch?

MERAL KUREYSHI Ich bin sprachbegabt, spreche sieben Sprachen. Gelernt habe ich davon keine. Begabung hat für mich nichts mit Fleiss zu tun. Ich kann nichts dafür. Wahrscheinlich liegt es daran, dass ich Leute imitiere. Ihre Mimik, ihre Gestik. Ich muss mich gerade ganz oft aus der Pose lösen, die Sie einnehmen. Ich habe diese Imitationsucht. Ich bin ein Äffchen, das alles nachahmt und das eignet sich ganz gut dafür, Sprachen zu lernen. Man hört, guckt, imitiert. Wie Kinder es tun. Sprache ist mein Instrument. Ich brauche sie, um meine Gefühle rauszubringen, rauszukotzen, rauszuschreien. Ich kann nicht tanzen, ich kann keine Musik machen, keine Filme, nicht fotografieren. Die Sprache ist das Einzige, was mir bleibt. Ich bin faul. Deswegen versuche ich mit Worten auszudrücken, was ich anders nicht ausdrücken kann. Es ist wie ein Spiel, das ich nie beherrschen werde. Übers Innenleben zu schreiben, das nie ganz fassbar ist. Ich versuche, ihm möglichst nahezukommen.

Fühlen Sie sich in einer Sprache mehr daheim als in einer anderen?

In meinem Kopf sind alle Sprachen durcheinander. Manchmal bin ich erstaunt, dass nur eine rauskommt. Wenn ich länger an einem Ort bin, funktioniert es ganz gut. Ich denke und träume dann in der Sprache, die dort gesprochen wird. Was nicht passiert: Dass ich hier in Bern plötzlich türkisch denke. Auf eine Art bin ich sprachlos. Wenn du so viele Sprachen sprichst, hast du keine, in der du dich wirklich wohlfühlst. Ich bin sehr neidisch – ich bin generell ein neidischer Mensch – auf Leute, die auch als Erwachsene immer noch ihre Muttersprache, die Sprache, mit der sie gross geworden sind, gebrauchen können.

AN DER AARE ENTLANG GEHE ICH SPAZIEREN,
LASSE KLEINE STEINE INS WASSER FALLEN
UND BEWEGE DEN HIMMEL UNTER MIR, DIE WOLKEN
IN DEN WELLEN. DIE FEUCHTE LUFT SAUGT
SICH IN DIE KLEIDER, LEGT SICH AUF DIE HAUT,
DIE AUGENLIDER, AUF DIE FINGER, DIE
FÜSSE, SIE LEGT SICH AUF DIE ZUNGE UND MACHT
SIE SCHWER. DER KOPF FÜHLT SICH AN WIE
SCHLAMM, DER DIE GEDANKEN VERSCHLUCKT.

Aus «Fünf Jahreszeiten»

Das habe ich nicht. Ich habe jede Sprache bis jetzt immer nur ein paar Jahre gesprochen. Zehn Jahre Türkisch und Serbisch, Russisch lernte ich in der Schule. Dann kam ich in die Schweiz, habe Deutsch, Französisch und Italienisch gelernt, später Englisch. Ich habe keine Sprache, die ich lange mit mir getragen habe. Mein Deutsch ist jetzt 25 Jahre alt. Als ich fünfzehn war, schrieb ich wie eine Sechsjährige. Es ist ein Glück, wenn man eine Sprache hat, die man perfektionieren kann, bei der der Wortschatz immer weiterwächst. Ich schwimme zwischen den Sprachen. Deutsch beherrsche ich wohl am besten. Aber kann man das überhaupt – eine Sprache beherrschen?

Sie haben am vergangenen Ingeborg-Bachmann-Preis in Klagenfurt gelesen, eine der Jurorinnen beschrieb Ihren Text als «schlaffen Händedruck». Was macht das mit Ihnen?

Das war für mich kein Kritikpunkt. Mein Buch ist ein schlaffer Händedruck. Die Protagonistin greift ja nicht zu. Aber sie zieht sich auch nicht zurück. «Fünf Jah-

reszeiten» ist kein lautes Buch. Es ist ein sehr banales, ein leises Buch. Ich finde, man sollte Mut dazu haben, stille Bücher zu schreiben. Andere Juroren lobten dafür die Sprache. Es wurde gesagt: «Meral Kureyshi hat polarisiert.» Und das tue ich gern. Ich habe während meiner Schulzeit oft geschwiegen, weil ich nicht auffallen wollte. Ich hab mitgemacht, obwohl ich etwas vielleicht nicht toll fand. Vielleicht mache ich drum nun gern mal das Gegenteil. Versuche, die Dinge aus einer anderen Perspektive zu sehen. Nicht alles zu bejahen.

Inwiefern prägt Sie heute noch, dass Sie als Kind in ein anderes Land flüchteten?

Wenn du als Zehnjährige deinen gewohnten Ort verlässt, wirst du gezwungen, ein anderer Mensch zu werden. Man wird aus der einen Welt rausgerissen und in eine andere fallengelassen. Ich kannte deren Kultur nicht, deren Codes. Ich musste sie mir ergucken. Aber es ist nicht so, dass mir etwas weggenommen wurde. Ich habe etwas dazugewonnen. Ich habe eine andere Sicht aus diesem Astronautenanzug heraus, aus dem ich damals alles beobachtet habe. Man kann nicht trainieren zu schreiben, zu erzählen. Aber man kann trainieren, wie man die Dinge sieht.

«Vielleicht verliebe ich mich in Sie, passen Sie auf», sagt Kureyshi am Schluss unseres Gesprächs. Da sind die Tränen getrocknet, die Aare fließt noch immer. Wie wärs mit einem Schwumm? Der Sommer brennt seine Kraft vom Himmel, er wird in einen Herbst übergehen, zum Winter gefrieren, als Frühling erwachen. Und schliesslich wieder zum Sommer werden.

Wir trafen Meral Kureyshi in der «Turnhalle» des Kulturzentrums PROGR in Bern.